

Zur Literatur · 6

Gunther Wenz

Der Himmel auf Erden
Ludwig Feuerbach und
Gottfried Keller

Gunther Wenz

Der Himmel auf Erden

Ludwig Feuerbach und Gottfried Keller (mit einem Epilog
zu David Friedrich Strauß)

Zur Literatur
Band 6

Ebook (PDF)-Ausgabe:
ISBN 978-3-8316-7656-9 Version: 1 vom 08.04.2022
Copyright© utzverlag 2022

Alternative Ausgabe: Softcover
ISBN 978-3-8316-4924-2
Copyright© utzverlag 2022

Gunther Wenz

Der Himmel auf Erden

Ludwig Feuerbach und Gottfried Keller

(mit einem Epilog zu David Friedrich Strauß)



Zur Literatur

herausgegeben von Gunther Wenz



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

Copyright © utzverlag GmbH · 2022
ISBN 978-3-8316-4924-2 (gedrucktes Buch)
ISBN 978-3-8316-7656-9 (E-Book)

Printed in EU
utzverlag GmbH, München
089-277791-00 · www.utzverlag.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Einleitung	15
1. 1848/49. Revolution der Denkungs- und Dichtungsart	27
2. Biographie und Werkgeschichte	37
3. Christentum und Religion. Ihr Wesen und ihr Unwesen	53
4. Idealität im streng Realen. Der grüne Heinrich und sein edler Graf	69
5. Des Glaubens liebstes Kind. Über Wunder	83
6. Bekehrte Bekehrer. Der Pfarrer von Schwanau und der Mönch Vitalis	93
7. Denken und Sein. Die Natur des leibhaften Menschen	103
8. Ad lucem. Das Sinngedicht	115
9. Vollendetes Ende? Gedanken über Tod und Unsterblichkeit	133

10. Sprichwörtliches und Legendäres	141
11. Aller guten Dinge sind drei	157
Epilog	167

Vorwort

Der Stoff ist bekannt. Zwei junge Leute aus verfeindeten Veroneser Familien verlieben sich ineinander und sehen für ihre Beziehung keine andere Zukunft als den gemeinsamen Freitod: „For never was a story of more woe/ Than this of Juliet and her Romeo.“ Auf Deutsch und mit der Schlegel-Tieck'schen Übersetzung zu reden: „Denn niemals gab es ein so hartes Los/ Als Juliens und ihres Romeos.“ William Shakespeare hat die traurige Geschichte der beiden unglücklich Verliebten in seinem grandiosen Werk „The Most Excellent and Lamentable Tragedy of Romeo and Juliet“ Ende des 16. Jahrhunderts Bühnenwirksam zur Darstellung gebracht.

Ungefähr ein Vierteljahrtausend später wurde die vielfach variierte Tragödie des berühmtesten Liebespaares der Weltliteratur von Gottfried Keller (1819–1890)¹, den man den Shakespeare der Novelle ge-

1 Wegen leichterer Zugänglichkeit für die Primäradressaten vorliegenden Textes (vgl. Anm. 10) werden die Werke Kellers nach der Studienausgabe des Deutschen Klassikerverlags (=DKV) zitiert: G. Keller, *Sämtliche Werke* in sieben Bänden. Hg. v. Th. Böning u.a., Bd. 1, Frankfurt a. M. 1991 etc.; Bezüge zur Historisch-Kritischen Gottfried Keller-Ausgabe (=HKKA), die alle bisherigen Ausgaben an wissenschaftlicher Gründlichkeit übertrifft, werden hergestellt. HKKA „gliedert sich in drei Abteilungen, deren wichtigste (Abteilung A) das Textkorpus der *Gesammelten Werke* (GW) in originaler Anordnung enthält, während Abteilung B die sonstigen Veröffentlichungen und Abteilung C die Nachlassschriften umfasst“ (G. Keller, *Sämtliche Werke. Historisch-Kritische Ausgabe. Einführungsband*. Hg. v. W. Morgenthaler u.a., Zürich 1996, 17; vgl. 307 f.; zu DKA vgl. 216–219). Ein vierzehnbändiger Apparat ist in Abteilung G beigegeben. Er enthält erstens einen allgemeinen Kommentar zur Entstehung und Publikation, zu den Textzeugen, zu

nannt hat, von der norditalienischen Stadt in die Schweizer Provinz verlegt. Seine Erzählung „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ handelt vom Schicksal von Sali und Vrenchen, Kindern der heillos zerstrittenen Bauern Manz und Marti. Manzens Sohn und Martis Tochter entbrennen in Liebe füreinander trotz des erbitterten Zanks ihrer Väter, in welchen die ganze Familie hineingezogen wird. Das Ende der beiden Liebenden ist abzusehen. Sie suchen und finden ein kühles Grab im heimatlichen Fluss: „Der untergehende Mond, rot wie Gold, legte eine glänzende Bahn den Strom hinauf und auf dieser kam das Schiff langsam überquer gefahren. Als es sich der Stadt näherte, glitten im Froste des Herbstmorgens zwei bleiche Gestalten, die sich fest umwanden, von der dunklen Masse herunter in die kalten Fluten.“² Zuvor hatten Sali und Vrenchen in getroster, ja beglückter Verzweiflung Hochzeit gefeiert. Hoffnungen für eine gemeinsame Zukunft konnten sie nicht hegen, und ihre Vergangenheit war von Feindschaft verfinstert; so hielten sie sich an die Gegenwart, die ihnen verblieb:

bisherigen Editionen und eine Text- und Variantenwiedergabe, zweitens einen speziellen Stellenkommentar mit einem Verzeichnis der Herausgebereingriffe, drittens einen Dokumentationsteil u.a. mit zeitgenössischen Rezensionen und Studien sowie viertens einen Anhang mit Literaturverzeichnis und Seitenkonkordanz. Näheres hierzu ist dem Einführungsband zu entnehmen, der im ersten Teil am Beispiel der Schrift „Das Tanzlegendchen“ modellhaft die Editionsprinzipien vorstellt (19–138), um sodann ihre theoretischen Grundlagen und sonstigen Voraussetzungen zu erläutern (139–338). Der zweite Teil enthält eine Zeittafel zu Biographie und Werkgeschichte mit Porträts aus dem Familien- und Bekanntenkreis (141–174), Informationen zur Publikationsgeschichte (175–219) und zu zentralen Problemen der Keller-Edition (221–305) sowie zu Aufbau und Gestalt der HKKA (307–338). Ein Literatur-, Personen- und Werkverzeichnis ist in einem Anhang beigegeben (339–369; zu GW vgl. 342; zum Herausgeberbericht und Register von HKKA vgl. HKKA 32). Die bis Anfang des Jahrhunderts publizierte Sekundärliteratur zu den Werken Kellers ist mit 3611 Titeln aufgelistet: U. H. Gerlach, Gottfried Keller Bibliographie, Tübingen 2003, 99–307.

2 G. Keller, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, in: ders., *Sämtliche Werke in sieben Bänden*. Bd. 4: *Die Leute von Seldwyla*. Hg. v. Th. Böning, Frankfurt a. M. 1989, 144. Die nachfolgenden Seitenverweise im Text beziehen sich hierauf (vgl. HKKA, 4, 74–159 sowie HKKA 21).

„Einmal, *Ein* Mal nur“ (114) mochten sie recht glücklich sein, feiern und tanzen und sich ihres Liebeslebens erfreuen.

Zum Schluss verdichtet sich die Gegenwart für Bräutigam und Braut in der Präsenz eines einzigen Augenblicks, der sie die engen Schranken ihrer endlichen Existenz in Raum und Zeit für einen Moment vergessen lässt, der vollendet ist in sich selbst und alles Gegebene transzendiert: „Aller Sorgen ledig gingen sie am Ufer hinunter und überholten die eilenden Wasser, so hastig suchten sie eine Stätte, um sich niederzulassen; denn ihre Leidenschaft sah jetzt nur den Rausch der Seligkeit, der in ihrer Vereinigung lag, und der ganze Wert und Inhalt des übrigen Lebens drängte sich in diesem zusammen; was danach kam, Tod und Untergang, war ihnen ein Hauch, ein Nichts, und sie dachten weniger daran als ein Leichtsinniger denkt, wie er den andern Tag leben will, wenn er seine letzte Habe verzehrt.“ (142 f.)

Angeregt wurde Keller zur Adaption des Romeo und Julia-Stoffes durch die Lektüre von Zeitungsnotizen vom September 1847, aus denen hervorging, dass in einer kleinen sächsischen Gemeinde die Leichen eines jungen Mannes und einer jungen Frau aus ärmlichen Verhältnissen und aus Familien gefunden wurden, die im tödlichen Zwist miteinander lagen und die in die Verbindung des Paares unter keinen Umständen einwilligen wollten.³ Ein gutes Jahr nach der in der Novelle „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ verarbeiteten Nachricht hatte Keller im Heidelberger Rathaus für mehrere Wochen Gelegenheit zu hören, was

3 Vgl. A. Honold, „Die Leute von Seldwyla“ (1856, 1873/74), in: U. Amrein (Hg.), Gottfried Keller-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, Stuttgart 2018, 53–91, hier: 61 f. Zum Verhältnis von Kellers Erzählung zu Shakespeares Drama vgl. H. Richartz, Literaturkritik als Gesellschaftskritik. Darstellungsweise und politisch-didaktische Intention in Gottfried Kellers Erzählkunst, Bonn 1975, 51 ff.; zu Shakespeare-Bezügen in „Kleider machen Leute“, dem zweiten von Richartz analysierten Prosatext Kellers, vgl. 172 ff.; zur Bedeutung der Literaturkritik und -verarbeitung für Kellers Dichtung insgesamt vgl. R. Luck, Gottfried Keller als Literaturkritiker, Bern/München 1970; speziell zu den Gotthelf-Rezensionen und der kriteriologischen Funktion, die Feuerbachs Religionskritik in ihrem Kontext zukommt, vgl. 349 ff.

Ludwig Feuerbach (1804–1872) zum Thema Leben, Liebe und Tod im Kontext seiner Religions- und Christentumskritik zu sagen hatte.

Die Grundtendenz der Feuerbach'schen Aussagen lässt sich Reimversen des Denkers entnehmen, der sich gelegentlich auch als Dichter versucht hat: „Im Einmal endet Zahl und Zeit,/ Drum ist das Einmal Ewigkeit.“⁴ „Das Einmal ist die Kraft der Liebe,/ Des Herzens Puls, der Trieb der Triebe;/ Das Einmal nur bringt Schmerz und Lust/ und Liebe in die Menschenbrust./ Die Lieb' hat strenge Eigenschaft,/ Im Kontrahieren ihre Kraft;/ Drum ihre scharfe B'schaffenheit/ Nicht gut ist der Unsterblichkeit.“⁵ Über den poetischen Wert dieser Zeilen kann man streiten; inhaltlich waren sie durchaus im Sinne Kellers, dessen Dichtung der Feuerbach'schen Philosophie wesentliche Impulse verdankte, auch wenn die Ergebnisse dieser Anstöße weniger eindeutig waren, als es auf den ersten Blick erscheinen mochte.

Der Sinn des endlichen Lebens, sagt Feuerbach, liegt nicht im Unendlichen und in einer zu erstrebenden Unsterblichkeit begründet, sondern in der Endlichkeit selbst. Nicht ängstlich zu scheuen, sondern entschlossen zu affirmieren sei darum das in ihr mitgesetzte Ende des Daseins. Diesem Grundsatz gilt es im Folgenden nachzusinnen. Zur Debatte steht dabei nicht nur, welche Schlüsse aus ihm zu ziehen sind, sondern ob es mit ihm seine prinzipielle Richtigkeit hat. Was ersteren Aspekt belangt, so ist, soviel steht fest, Kellers Auffassung schwankend, wie an einem zweiten Paar aus dem Erzählkranz um die Leute von

4 L. Feuerbach, *Gesammelte Werke* (= GW). Hg. v. W. Schuffenhauer. Bd. 1: *Frühe Schriften, Kritiken und Reflexionen* (1828–1834), Berlin 1981, 175–515, hier: 368.

5 Ebd. Zur zentralen Bedeutung der Sexualität in Feuerbachs religionskritischer Lehre vom Menschen vgl. A. Comte-Sponville, *Sex. Eine kleine Philosophie*, Zürich 2015, 58 ff.: „Feuerbach oder der geschlechtliche Gott.“ Zum Ausspruch *homo homini deus* und seinen sexuellen Implikationen vgl. besonders 60 Anm. 157 sowie 159 ff.: „Der Sex besiegt den Tod“, hier: 163: „Die sexuelle Aktivität steht zugleich für die Sterblichkeit des Individuums und das Überleben der Art ...“

Seldwyla zu ersehen ist, welches dem dörflichen, das Romeo/Sali und Julia/Vrenchen bilden, einleitend zu Seite gestellt werden soll.

In der Novelle „Kleider machen Leute“ wird die Geschichte eines jungen, armen Schneiders aus Seldwyla erzählt, der in nur wenige Stunden entfernten Goldach zu raschem Ruhm und Ansehen gelangte, weil er dank seines mit schwarzem Samt ausgeschlagenen Radmantels und seiner polnischen Pelzmütze, die ihm im Verein mit dem langen schwarzen Haupthaar und dem gepflegten Schurrbärtchen „ein edles und romantisches Aussehen“⁶ verliehen, für etwas Bedeutendes gehalten wurde. Man entdeckte in ihm einen leibhaften Grafen namens Wenzel Strapinski und gewährte ihm problemlosen Zugang zur sog. besseren Gesellschaft, zumal sich der wackere Schneider der fürstlichen Stellung, die er gewonnen hatte, als durchaus würdig erwies. „Er lernte in Stunden, in Augenblicken, was Andere nicht in Jahren, da es in ihm gesteckt hatte, wie das Farbenwesen im Regentropfen.“ (305) Kein Wunder, dass er in kurzer Zeit das Herz einer reizenden Tochter aus höheren Kreisen gewann. Doch während der Hochzeitsfeier kam es

6 G. Keller, Sämtliche Werke. Bd. 4: Die Leute von Seldwyla, 286–332, hier: 286. Die nachfolgenden Seitenverweise im Text beziehen sich hierauf (vgl. HKKA 5, 11–62 sowie HKKA 21). Wenzel Strapinski erfährt in Kellers Novelle an sich selbst, „dass die romantische Weltsicht, wie sie Eichendorffs Taugenichtsfigur vermittelt, im bürgerlichen Zeitalter nicht mehr lebensfähig ist“ (R. Käch, Eichendorffs Taugenichts und Taugenichtsfiguren bei Gottfried Keller und Hermann Hesse, Bern/Stuttgart 1988, 108; zum entsprechenden Motiv im *Grünen Heinrich* vgl. 41 ff.). Man kann „Kleider machen Leute“, wie die Seldwyler Novellen insgesamt, als Beispiel eines bürgerlichen Realismus lesen (Y. May, *Die Leute von Seldwyla* als Paradigma des bürgerlichen Realismus, in: H.-J. Hahn/U. Seja (Hg.), Gottfried Keller, Die Leute von Seldwyla. Kritische Studien – Critical Essays, Bern u.a. 2007, 71–91). Indes lässt sich die Differenz zwischen Sein und Schein nach Keller nie definitiv beheben (vgl. R. Görner, „Das Farbenwesen im Regentropfen.“ Gottfried Kellers Ontologie des Anscheins in *Kleider machen Leute*, in: a.a.O., 173–191). Im poetischen Realismus der Keller'schen Prosa bleiben mithin romantische Motive enthalten. „Intertextual Explorations of Keller's *Clothes Make the Man*“ bietet C. Watts in: H.-J. Hahn/U. Seja (Hg.), a.a.O., 155–172. Zum wichtigen Thema der Intertextualität in Kellers Hauptwerk vgl. A. Brenner, Leseräume. Untersuchungen zu Lektüerverfahren und -funktionen in Kellers Roman „Der grüne Heinrich“, Würzburg 2000.

durch Zutun seiner Zunftgenossen zur Offenbarung des wahren Seins des Bräutigams, und der Schein, der sein Wesen umgab, verflüchtigte sich im Nu. „Das Paar aber saß unbeweglich auf seinen Stühlen gleich einem steinernen ägyptischen Königspaar, ganz still und einsam; man glaubte den unabsehbaren glühenden Wüstensand zu fühlen.“ (315)

Es kommt zur Trennung, was Keller zu einer moralischen Zwischenüberlegung Anlass gibt: „Wenn ein Fürst Land und Leute nimmt; wenn ein Priester die Lehre seiner Kirche ohne Überzeugung verkündet, aber die Güter seiner Pfründe mit Würde verzehrt; wenn ein dünkeltoller Lehrer die Ehren und Vorteile eines hohen Lehramtes innehat und genießt, ohne von der Höhe seiner Wissenschaft den mindesten Begriff zu haben und derselben auch nur den kleinsten Vorschub zu leisten; wenn ein Künstler ohne Tugend, mit leichtfertigen Tun und leerer Gaukelei sich in Mode bringt und Brot und Ruhm der wahren Arbeit vorwegstiehlt; oder wenn ein Schwindler, der einen großen Kaufmannsnamen geerbt oder erschlichen hat, durch seine Torheiten und Gewissenlosigkeiten Tausende um ihre Ersparnisse und Notpfennige bringt, so weinen alle diese nicht über sich, sondern erfreuen sich ihres Wohlseins und bleiben nicht einen Abend ohne aufheiternde Gesellschaft und gute Freunde.“ (316) Anders unser Schneider: er „weinte bitterlich“ (ebd.), wie Keller fortfährt, und zwar weniger um seiner selbst willen, als vielmehr wegen seiner Braut, die er verlassen musste, obwohl sie ihm lieb und wert war. Doch gleicht diese ihrem armen Schneidergrafen an fürstlicher Denkgungs- und Empfindungsart. Sie eilt dem vor sich und der Welt Flihenden nach und findet ihn bei eisiger Kälte halb erfroren im Schnee liegen.

„Ja, er war es. Der dunkelgrüne Samt seines Rockes nahm sich selbst auf dem nächtlichen Schnee schön und edel aus; der schlanke Leib und die geschmeidigen Glieder, wohl geschnürt und bekleidet, alles sagte noch in der Erstarrung, am Rande des Unterganges, im Verlorensein: Kleider machen Leute!“ (319 f.) Seine angetraute Schöne will den Erkalteten für ein neues Leben erwärmen. Doch dieser ziert sich und

trauert wehmütig seinem verlorenen Grafendasein nach, in dem er, wie er sagt, „einen Augenblick lang groß und glücklich gewesen (ist) und hoch über allen, die weder glücklich noch unglücklich sind und doch nie sterben wollen! O hätten Sie mich liegen gelassen im kalten Schnee, ich wäre so ruhig eingeschlafen.“ (323) Doch die resolute Braut und Gattin überlässt ihren todessehnsüchtigen Romantiker dem Grabe nicht und verwahrt sich auch gegen dessen schwärmerisches Ansinnen, „in unbekannte Weiten zu ziehen und geheimnisvoll romantisch dort zu leben in stillem Glück, wie er sagte“ (327). Nein, spricht die „just vor drei Tagen volljährig“ Gewordene: „Keine Romane mehr!“ (Ebd.) Nicht im Tode soll der Mensch seine Erfüllung suchen, sondern im alltäglichen Leben, um durch bürgerliche Arbeit sich in einen Stand zu versetzen, der höher ist als jeder durch Geburtsadel vererbte. So geschieht's: Schneider und Schneiderin kommen als Leute, die Kleider machen, zu gutem Einkommen und Wohlstand und erfreuen sich ihres Daseins sowie einer ansehnlichen Zahl von Kindern. Das ehemals dünne und mickrige Schneiderlein wurde, wie man erfährt, „rund und stattlich und sah beinahe gar nicht mehr träumerisch aus ...“ (331)

Zwei Paare, ein doppelter Ausgang: in den beiden Fassungen des „Grünen Heinrich“⁷, Kellers Meisterwerk, werden vergleichbare Konstellationen wie im Falle Salis und Vrenchen einerseits und Wenzel Strapinski und seines Nettchens andererseits begegnen und erneuten Anlass geben, über das Verhältnis von Leben, Liebe und Tod nachzudenken und zu fragen, ob bzw. inwieweit es mit der Feuer-

7 Vgl. W. Morgenthaler, Die „Grünen Heinriche“. Zur Text- und Überlieferungsgeschichte eines Romans, in: W. Groddeck (Hg.), Der grüne Heinrich. Gottfried Kellers Lebensbuch – neu gelesen, Zürich 2009, 11–32. Dass für die Erfassung des „Grünen Heinrich“ das Feuerbach-Erlebnis 1848/49 „von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist“ (U. Amrein, Atheismus – Anthropologie – Ästhetik. Der „Tod Gottes“ und die Transformation des Religiösen im Prozess der Säkularisierung, in: a.a.O., 111–140, hier: 124), duldet keinen Zweifel. Diskussionsbedürftig bleibt, welche Neustrukturierung des Romans sie bewirkt. Die Rede von einer „durch den Atheismus markierten Zäsur“ (139) im Werk Kellers ist nur bedingt geeignet, die Entwicklung seiner Dichtung differenziert zu beschreiben.

bach'schen Sentenz seine Richtigkeit hat: „Der Tod ist selbst in Gott./ Erst laß mit allen seinen Gewalten/ Den Tod zermalmend in dir walten,/ Von ihm dich rütteln und erschüttern,/ Von seinen Schrecken dich durchzittern;/ Dann kommt von selbst in dein Gedärme,/ des sanften Friedens linde Wärme;/ Beiz' erst im Tod vom Selbst dich rein;/ Versöhnung kommt schon hintendrein.“⁸ Auch wenn man diesen Schluss für wenig überzeugend erachtet, kommt man um eine Auseinandersetzung mit Ludwig Feuerbach nicht umhin und zwar auch und gerade als Theologe nicht. Insofern hat der Rat, den angeblich Karl Marx in einem Anfang 1842 geschriebenen kurzen Text seinem Publikum gegeben hat, nach wie vor seine Gültigkeit: „(E)s gibt keinen andern Weg für euch zu *Wahrheit* und *Freiheit*, als *durch* den *Feuerbach*. Der Feuerbach ist das *Purgatorium* der Gegenwart.“⁹

Der Bayerischen Akademie der Wissenschaften danke ich für Gelder zur Herstellung des Typskripts.

München, 18. Mai 2021¹⁰

8 L. Feuerbach, a.a.O., 387.

9 K. Marx, Luther als Schiedsrichter zwischen Strauß und Feuerbach, in: K. Marx/F. Engels, Werke (= MEW) Bd. 1, Berlin 1961, 26 f., hier: 27. Vgl. dazu unten Epilog, Einleitung. Zum Religionsverständnis des frühen Marx vgl. a.a.O., 378–391 die Ende 1843/Anfang 1844 geschriebene Einleitung „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie“, auf die zurückzukommen sein wird: „Das religiöse Elend ist in einem der *Ausdruck* des wirklichen Elends und in einem die *Protestation* gegen das wirkliche Elend. Die Religion ist der Seufzer der bedrängten Kreaturen, das Gemüt einer herzlosen Welt, wie sie der Geist geistloser Zustände ist. Sie ist das *Opium* des Volkes.“ (378) Die Kritik des Himmels habe sich entsprechend in eine Kritik der Erde, die Kritik der Religion in eine Kritik des Rechts, die Kritik der Theologie in eine Kritik der Politik zu verwandeln mit dem konstruktiven Ziel, menschenwürdige Gesellschaftsverhältnisse herzustellen.

10 Am 18. Mai 1848 trat in Frankfurt zum ersten Mal das sog. Paulskirchenparlament zusammen. Ende selbigen Jahres begann Keller in Heidelberg bei Feuerbach zu hören. – Das Hören der den beiden Dichtern und Denkern gewidmeten Vorlesung, die im SS 2021 im Rahmen des Seniorenstudiums der LMU gehalten wurde, war leider nur digital möglich. Man befand sich in Coronazeiten. Die dadurch erzwungene Schließung der Bibliotheken verhinderte, dass alle Zitate überprüft

Einleitung

Die Sache mit der Religion scheint denkbar einfach zu sein: Alle müssen sterben, aber keiner will es; deshalb wird individuell und im Kollektiv Überirdisches imaginiert, welches dem Diesseits jenseitig sein soll, um dem endlichen Dasein transzendenten Bestand zu verleihen. Religion stellt sich so als eine Folge des Bedürfnisses des sterblichen Menschen dar, sich unsterblich zu wähnen und seine vergängliche Existenz auf ewige Dauer zu stellen. Die Idee Gottes als des Inbegriffs religiöser Transzendenz ergibt sich aus einem analogen Interesse menschlicher Selbstverhimmelung. Nicht Gott hat den Menschen nach seinem Bilde geschaffen, wie es Gen 1,27 fälschlicherweise heißt, sondern der Mensch Gott, um sich einzubilden, seiner endenden Endlichkeit komme Unendlichkeit zu.

Religion ist eine Konsequenz der Weigerung des Menschen, in die eigene Sterblichkeit einzuwilligen, ihr Grund ein sich mit dem Schein der Frömmigkeit umgebender Wille zu permanentem Selbsterhalt, kurzum: egoistischer Eigensinn. Wird dessen Selbstverkehrtheit überwunden, dann erübrigt sich die Religion, deren Unwesen sich, sobald es durchschaut ist, als bloßer Schein erweist, um sich für immer zu verflüchtigen. So konstatiert es der junge Ludwig Feuerbach in seinen im Jahr der Pariser Julirevolution 1830 anonym erschienenen „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit“¹¹ mit dem Ziel, Theolo-

werden konnten; bei den meisten jedoch fand eine Überprüfung statt.

11 L. Feuerbach, Gedanken über Tod und Unsterblichkeit aus den Papieren eines Denkers, nebst einem Anhang theologisch-satirischer Xenien, herausgegeben von

gie in eine kosmologisch kontextualisierte Anthropologie zu transformieren gemäß der Maxime: *Homo homini Deus*.

Der Mensch soll sein Menschsein nicht an ein überirdisches Transzendenzenwesen veräußern, sondern es bei sich selbst und bei den Mitmenschen suchen, um es in humaner Selbst- und Nächstenliebe zu pflegen. Die Grundvoraussetzung hierfür hinwiederum besteht in der willigen Akzeptanz des eigenen Todes und der Vergänglichkeit des irdischen Daseins sowie der Aufgabe des unseligen Strebens nach individueller Unsterblichkeit. Mit einem der Feuerbach'schen Xenien über Tod und Leben zu reden: „Weise ist der allein, der *alles* schon findet im Leben,/ Aber dafür auch im Tod weiter nichts findet als ihn.“ (GW 1, 442)

Warum, fragt der Religionskritiker rhetorisch, sollte der Tod gescheut und das Ende des endlichen Menschenlebens gefürchtet werden? Ja, der Tod negiert das Leben; dennoch ist er Feuerbach zufolge „keine positive Vernichtung, sondern eine sich selbst vernichtende Vernichtung, eine Vernichtung, die selbst nichtig, nichts ist; der Tod ist selbst der Tod des Todes; indem er das Leben endet, endet er selbst, er stirbt an seiner eignen Gehalt- und Inhaltslosigkeit.“ (GW 1, 395) Eine Bedeutung kommt ihm nur im Leben und für dieses zu; für sich selbst hingegen und ohne das Leben, das er beendet, ist er nichts als Nichts und verliert mithin seine Negationsmacht, die ihm nicht kraft seiner selbst, sondern nur in Bezug auf dasjenige zukommt, was er negiert. „Nur vor dem Tode, aber nicht im Tode ist der Tod Tod und schmerzlich; der Tod ist so ein gespenstisches Wesen, daß er nur ist, wenn er nicht ist und daß er nicht ist, wenn er ist.“ (GW 1, 394)

einem seiner Freunde, in: GW 1, 175–515; zur Entstehungs-, Publikations- und Rezeptionsgeschichte der Schrift vgl. GW1, LXI-LXXII (aus lokalpatriotischen Gründen sei eigens auf den Feuerbachfreund Wilhelm Kohl hingewiesen, der „für längere Zeit in Weißenburg am Sand in Mittelfranken als Subrektor und Pfarradjunkt“ [LXVI] tätig war).

Ein Leben, das sich auf die Nichtigkeit des Todes besinnt, wird sich nicht länger vor ihm ängstigen, sondern das Lebensende affirmieren und Vollendung allein im Endlichen suchen. Annahmen wie diejenige einer Unsterblichkeit der Seele oder gar einer leibhaften Auferstehung von den Toten müssen entsprechend der Abschied gegeben werden, weil sie das menschliche Leben von seiner Bestimmung ablenken, nämlich den Sinn dort zu suchen, wo er allein zu finden ist, im Leben selbst und zwar vor dem Tode; denn ein Leben nach diesem gibt es nicht nur nicht, sondern soll es auch nicht geben. Wer wünscht, sein Dasein möge endlos sein, verkennt den Vorzug, der in dessen Endlichkeit und unwiederholbaren Einmaligkeit begründet liegt. Insofern sei der Tod zu rühmen und das *memento mori* ein Lebenselixier, welches uns vor Langeweile und vor der fatalen Neigung bewahrt, mit uns selbst und mit anderen umzugehen, als hätten wir nichts zu verlieren.

Es gehört in diesen Zusammenhang, dass Feuerbach seine Jugendschrift mit der, wie es heißt, „(d)emütige(n) Bitte an das hochweise und hochverehrte Gelehrtenpublikum“ (GW 1, 179) beginnt, „den Tod in die Akademie der Wissenschaften zu rezipieren“ (ebd.): „zwar hat er nie sich abgegeben/ Mit christlicher Theologie,/ Doch wird es keinen Zweiten geben,/ Der so versteht Philosophie. // So bitt’ ich den zu rezipieren/ Den Tod in die Akademie/ Und ihn mit nächsten zu kreieren/ Zum Doktor der Philosophie.“ (GW 1, 179) Während Juden, Christen und Fromme anderer Religionen ihren Herrn anrufen, er möge zu bedenken lehren, „dass wir sterben müssen, auf das wir klug werden“ (Ps 90,12), greift der Religionskritiker die Bitte auf, um sie vom Gebet zu einer menschlichen Selbstaufforderung werden zu lassen gemäß der Devise: „Zweck ist das Leben sich selbst, so mein’ ich, immer den Klugen:/ Ebendarum insgesamt auch Vorbereitung auf nichts.“ (GW 1, 442).

Gottfried Keller hat an Sinnsprüchen wie diesen Gefallen gefunden. Trotz ihres begrenzten lyrischen Werts sind sie und sonstige Gedanken Feuerbachs für den Dichter zu einem wesentlichen Motiv des ei-

genen Schaffens geworden. Als Beleg sei vorerst nur ein Gedicht angeführt, das in dem im unmittelbaren Anschluss an die Heidelberger Begegnung von Dichter und Denker erschienenen Zyklus „Aus dem Leben. 1849“ enthalten ist und „exemplarisch“¹² für Kellers Feuerbachadaption stehen kann: „Wir wähten lange recht zu leben;/ Doch fingen wir es töricht an!/ Die Tage ließen wir entschweben/ Und dachten nicht an’s End‘ der Bahn! // Nun haben wir das Blatt gewendet/ Und frisch dem Tod in’s Aug‘ geschaut;/ Kein ungewisses Ziel mehr blendet,/ Doch grüner scheint uns Busch und Kraut! // Und grüner ward’s in unsern Herzen,/ Es zeugt’s der froh geword’ne Mund;/ Doch unsern Liedern, unsern Scherzen/ Liegt fest ein edler Ernst zu Grund.“¹³

Noch ein Zitat: „Für Deutschland ist die *Kritik der Religion* im wesentlichen beendet, und die Kritik der Religion ist die Voraussetzung aller Kritik.“ Von wem stammt dieser Satz? Nein, nicht von Gottfried Keller, auch nicht von Ludwig Feuerbach, sondern von Karl Marx. In seiner Einleitung „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie“¹⁴, die im Januar 1844 in den „Deutsch-Französischen Jahrbüchern“ erschienen ist, konstatiert er mit dem Ende der Religionskritik zugleich dasjenige ihres Gegenstandes, der Religion. „Der Mensch, der in der phantastischen Wirklichkeit des Himmels, wo er einen Übermenschen suchte, nur den *Wiederschein* seiner selbst gefunden hat, wird nicht mehr geneigt sein, nur den *Schein* seiner selbst, nur den Unmenschen zu finden, wo er seine wahre Wirklichkeit sucht und suchen muß.“ (MEW 1, 378) Das ist Originalton Feuerbach, auch wenn er die Aussage nicht selbst formuliert hat: „Der *Mensch macht die Religion*, die Religion macht nicht den Menschen.“ (Ebd.) Diesen Grundsatz hat Marx wie Keller von Feuerbach übernommen. Doch führt die

12 U. Amrein, Anthropologie, in: dies. (Hg.), Gottfried Keller-Handbuch, 304–310, hier: 304.

13 G. Keller, Sämtliche Werke in sieben Bänden. Bd. 1, 262 (513); vgl. HKKA 13, 249)

14 K. Marx, Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie, in: MEW 1, 378.

Rezeption der Feuerbach'schen Religionskritik bei ihm zu einem Ergebnis, das demjenigen Kellers in vieler Hinsicht gegenläufig ist, worauf einleitend in gebotener Kürze einzugehen ist; handelt es sich doch bei der marxistischen Wirkungsgeschichte Feuerbachs um die historisch bedeutendste, die sein Werk erfahren hat.

„Die Philosophen haben die Welt nur verschieden *interpretiert*, es kömmt drauf an, sie zu verändern.“ Sie kennen den Autor dieser Formel. Wo steht sie geschrieben? In den Marx'schen „Thesen über Feuerbach“¹⁵. Diese sind bereits Mitte der 40er Jahre des 19. Jahrhunderts konzipiert, aber erst 1888 als Beilage zur Erstausgabe von Friedrich Engels Schrift „Ludwig Feuerbach und das Ende der klassischen deutschen Philosophie“ veröffentlicht worden und zwar, wie Engels es ausdrückte, „als das erste Dokument, worin der geniale Keim der neuen Weltanschauung niedergelegt ist“¹⁶.

Marx und sein Mitstreiter Engels haben Ludwig Feuerbach verehrt und als denjenigen hochgeschätzt, der mit seiner Religionskritik einen wesentlichen Impuls zur Kritik der gesellschaftlichen Verhältnisse geleistet und die Hegel'sche Philosophie vom Kopf auf die Füße gestellt, will heißen: von ihrer idealistischen Spekulation abgekehrt und auf eine sinnlich-materialistische Basis gegründet habe. Indes, so Marx, sei damit erst ein erster Schritt getan, wohingegen der entscheidende noch fehle. „Feuerbach“, heißt es in der vierten These nach Maßgabe der Moskauer Manuskription¹⁷, nach der zitiert

15 Vgl. MEW 3, 533–535, hier: These 11.

16 MEW 21, 264.

17 Vgl. P. Vranicki, Geschichte des Marxismus. Zwei Bde., Frankfurt a. M. 1972/1974, hier: Bd. 1, 122–124. Die Feuerbach'sche Philosophie stellt nicht nur „ein wichtiges Glied in der Entwicklung des Denkens von Marx und Engels“ (a.a.O., Bd. 1, 44) dar, sie ist vermittels der elf Marx'schen Thesen zu ihr in Kritik und Konstruktion für die Genese des Marxismus insgesamt in hohem Maße bedeutsam geworden. Ihre marxistische Rezeption über die beiden Gründerväter der Bewegung hinaus durch die Epochen der Ersten, Zweiten und Dritten Internationale bis hin zum Ende des sog. realexistierenden Sozialismus bzw. Kommunismus

wird, „geht von dem Faktum der religiösen Selbstentfremdung, der Verdopplung der Welt in eine religiöse und eine weltliche aus. Seine Arbeit besteht darin, die religiöse Welt in ihre weltliche Grundlage aufzulösen. Aber daß die weltliche Grundlage sich von sich selbst abhebt und sich ein selbständiges Reich in den Wolken fixiert, ist nur aus der Selbstzerrissenheit und Sichselbstwidersprechen dieser weltlichen Grundlage zu erklären. Diese selbst muß also in sich selbst sowohl in ihrem Widerspruch verstanden als praktisch revolutioniert werden.“

Zurecht, so Marx, sei Feuerbach „mit dem *abstrakten Denken* nicht zufrieden“ (These 5) gewesen und habe nach sinnlicher Anschauung gestrebt, um den Idealismus materialistisch aufzuheben. Aber sein Materialismus sei selbst von nur abstrakt-theoretischer Art, weil er die Sinnlichkeit nicht als „*praktische* menschlich-sinnliche Tätigkeit“ (ebd.) aufgefasst habe. „Feuerbach löst das religiöse Wesen in das *menschliche* Wesen auf. Aber das menschliche Wesen ist kein dem einzelnen Individuum inwohnendes Abstraktum. In seiner Wirklichkeit ist es das ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse.“ (These 6) Weil Feuerbach das Wesen des Menschen abstrakt bestimme, sei er „gezwungen: 1. von dem geschichtlichen Verlauf zu abstrahieren und das religiöse Gemüt für sich zu fixieren, und ein abstrakt – *isoliert* – menschliches Individuum vorauszusetzen; 2. Das Wesen kann daher nur als ‚Gattung‘, als innere, stumme, die vielen Individuen *natürlich* verbindende Allgemeinheit gefaßt werden.“ (Ebd.) Dadurch werde übersehen, dass Religion „ein gesellschaftliches Produkt“ (These 7) und zwar Produkt einer entfremdeten Gesellschaft, das Individuum sozial und durch eine bestimmte Gesellschaftsform geprägt und die menschliche Gattung keine natürliche Größe, sondern, wie gesagt, „das ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse“ (These 6) sei, die

am Ende des 20. Jahrhunderts zu verfolgen, wäre ein reizvolles Geschäft, wie denn überhaupt die Zeit gekommen zu sein scheint, nach erfolgtem Untergang des Sowjetimperiums und seiner Satelliten ein ideologisch entspanntes, gewissermaßen historisierendes Verhältnis zum Beginn des Marxismus zu pflegen.